

## I. Die Politik Friedrichs des Frommen und das Entscheidungsjahr 1566.

Um die pfälzischen Wittelsbacher scharte sich vor dem Beginn und im ersten Akt des dreissigjährigen Kriegs jene protestantische Bewegungspartei, die den Kampf gegen Rom und Habsburg auf ihre Fahnen geschrieben hatte. Haus und Land der Pfälzer haben dann die anfängliche Niederlage dieser Opposition am Schwersten entgelten müssen; sie sind von ihren deutschen und auswärtigen Freunden im Elend verlassen worden. Forschen wir aber nach den Keimen einer so verhängnissvollen Politik, so weist uns Alles zurück auf den ersten calvinistischen Kurfürsten Friedrich III., und zwar nicht auf den Beginn, sondern auf die späteren Jahre seiner Regierung. Wir stehen also zunächst vor der Frage: wie ist Friedrich der Fromme zum Vertreter einer kriegerischen Unionspolitik geworden?

Seine persönlichen Neigungen hatten durchaus nichts gemein mit jener abenteuerlichen Gewinnsucht, die so manchen seiner fürstlichen Zeitgenossen in gefährliche Händel zog oder gar zum käuflichen Landsknecht machte. Gleich fern lag ihm der gewissenlose Ehrgeiz und der staatsmännische Blick eines Moritz von Sachsen. Sein erster und letzter Gedanke war die Religion; er hat Jahre seines Lebens darauf verwendet, sich durch eigne geistige Arbeit jene Ueberzeugung zu erringen, welche sich die meisten deutschen Fürsten ohne viel Nachdenken von ihren Hoftheologen vorschreiben liessen. Dass sein reiflich durchdachtes Bekenntniss von dem nationalen Luthertum abwich und ihn den ausländischen Anhängern des Evangeliums näher brachte, das kam zunächst bei ihm gar nicht in Betracht; er suchte einfach die an keine Nation, an keine menschliche Autorität gebundene göttliche Wahrheit. Die politische Tragweite seines Schrittes ist ihm erst nach und nach zum Bewusstsein gekommen, aber seine Entscheidung für den Calvinismus hat zuerst der Pfalz jene Sonderstellung innerhalb des Reichs angewiesen,

die in Kurzem zur systematischen Opposition und zum engeren Anschluss an das Ausland führen sollte.

Friedrich war eine tief religiöse Natur, aber kein Politiker. Kundige Zeitgenossen der verschiedensten Richtungen stimmen in diesem Urteil überein, das durch seine eignen Worte und Taten bestätigt wird. Ein landesherrliches Selbstgefühl fehlte ihm keineswegs und fand in seinem Verhalten gegen die Landstände und Untertanen wie gegen die Reichsgewalten kräftigen Ausdruck; dabei zeigte er hie und da, wie manche seiner besseren Standesgenossen, sogar schwache patriotische Anwandlungen. Aber diese weltlichen Gesichtspunkte blieben den religiösen stets untergeordnet; der Gedanke, dass die von Gott gesetzte Obrigkeit vor Allem zur Pflanzung des göttlichen Worts und Abschaffung der Abgötterei verpflichtet sei, durchdrang und beherrschte ihn völlig. In besonders gehobenen Augenblicken fühlte er sich dann als ein auserwähltes Werkzeug Gottes, als unmittelbar vom heiligen Geist gestärkt und geleitet. Und wiederholt spricht er die freudige Bereitwilligkeit aus, wenn Gott ihn „zu solchen Ehren gebrauchen“ wolle, für seinen Namen in Not und Tod zu gehen.

Dieser Energie des religiösen Bewusstseins entsprach sein landesherrliches Vorgehen gegen Katholizismus und Luthertum vollkommen. Dagegen beobachtete Friedrich in den Fragen der Reichspolitik, die das Religiöse nicht berührten, und namentlich gegenüber ausländischen Verwicklungen grosse Vorsicht und Zurückhaltung. Wenn die Katholischen schon in seinen ersten Regierungsjahren von bedenklichen Beziehungen zu England und Frankreich sprachen oder Pfalz mit den Händeln der Ernestiner und dem nordischen Krieg in Verbindung bringen wollten, wenn Pfalzgraf Wolfgang behauptete, die Heidelberger hätten die römische Krone dem Haus Valois zugedacht, so sind diese Anklagen, was Friedrichs Person betrifft, unbegründet. Allerdings unterhielt er freundliche Beziehungen nicht nur zu Elisabeth von England, sondern auch zu der katholischen Regierung des mächtigen Nachbarstaats Frankreich. Welcher Reichsfürst konnte sich überhaupt der Forderung ganz entschlagen, in dem grossen europäischen Gegensatz zwischen Spanien und Frankreich Partei zu ergreifen! Für den eifrigen Protestantismus Friedrichs gab es hier eigentlich keine Wahl; dass ihm die gefährliche Nähe der französischen Grenze nicht massgebend war, hat sich später zur Genüge herausgestellt. Aber in den ersten Jahren der hugenottischen Unruhen vermied er es trotz seiner religiösen Sympathien die französischen Reformirten offen und energisch zu unterstützen. Dass er mit ein paar befreundeten Fürsten

im Jahr 1562 den Hugenotten Geld vorstreckte, war damals das Aeusserste, wozu er sich verstand. Im Uebrigen vertrat er noch die Anschauung, die Evangelischen sollten ihre Zuversicht nur auf Gott, nicht auf irdische Gewalt setzen. Vor Allem wünschte er um jeden Preis Deutschlands innern und äussern Frieden gewahrt zu sehen; ängstlich wies er den Vorschlag eines grossen protestantischen Bundes zurück, den England, im vollen Vertrauen auf sein Entgegenkommen, bei ihm zuerst anbrachte (1562). Unmittelbar darauf war er eifrig bemüht den Plan seines Vettters Wolfgang zu durchkreuzen, der zu Gunsten der Hugenotten, hauptsächlich aber zur Rückeroberung der Stifter Metz, Toul und Verdun nach Frankreich ziehen wollte. Diese Abneigung gegen Alles, was zu einer gefährlichen Unruhe im Reich führen konnte, zeigte sich auch im Verlauf der Grumbachischen Händel. Friedrich war von Anfang an überzeugt, dass die Verbindung seines sächsischen Schwiegersohns Johann Friedrich mit dem ritterlichen Abenteurer zum Unheil ausschlagen müsse; er warnte, bat, vermittelte in der loyalsten Weise, freilich ohne Erfolg. Der Gedanke vollends, sich in den schwedisch-dänischen Krieg oder in die ehrgeizigen Unternehmungen der Lothringer einzumischen,<sup>1)</sup> vermochte in dem friedliebenden, sparsamen, in Theologie versunkenen Fürsten gewiss gar nicht aufzukommen.

Wohl stand er persönlich den Valois und besonders den Lothringern nahe, überhaupt dem französischen Wesen näher, als vielleicht irgend ein anderer Reichsfürst. Seine Jugenderinnerungen knüpften sich an die Höfe von Nancy, Paris,<sup>2)</sup> Lüttich, Brüssel; er sprach und schrieb fertig französisch und liess zwei seiner Söhne in Frankreich studiren, einen dritten — Johann Casimir — fast ganz dort erziehen; der jüngste verbrachte wenigstens einen Teil seiner Studienzzeit in Genf.<sup>3)</sup> Dieser Einfluss der französischen Sprache und Sitte wurde geradezu ein unterscheidendes Merkmal des Heidelberger Hofes und war auch politisch keineswegs bedeutungslos. Trotzdem bewies Friedrich in seinen ersten Regierungsjahren gegen-

1) Vgl. Kl. I, 124; 256.

2) Kl. Fr. p. 468; weitere Belegstellen bei Roding, *Oratio ad ill. princ. Joannem Casimirum* (Heid. 1576) p. 6; Brantôme, *oeuvres* (ed. Mérimée u. Lacour) I, 365.

3) Hermann Ludwig studirte in Bourges (wo er 1556 starb, Kl. Fr. p. 18), Ludwig in Dôle (nicht in Toul, wie Kl. I. p. LI angibt, vgl. Tim. Kirchner, *oratio de vita et morte ill. princ. Ludovici com. Pal.* Heid. 1584 f. B<sub>b</sub>), Christoph in Basel, Heidelberg und Genf (Kl. I p. LII; 598; II, 47.)

über den Machinationen Katharina's von Medici und der Guisen eine grössere Unabhängigkeit des Urteils als [z. B. Christoph von Württemberg. Die Behauptung, Friedrich habe französische Pension bezogen, entbehrt des sichern Beweises<sup>1)</sup> und hat wenigstens für die Zeit seiner kurfürstlichen Regierung gar keine Wahrscheinlichkeit. Selbst sein heftigster persönlicher Gegner Wolfgang von Zweibrücken, schweigt in seinen vertraulichen Klagen von dieser Beschuldigung; indessen führt er den Widerstand der Pfalz gegen die Wahl Kaiser Maximilians II. (1561/62) auf französische Einwirkungen zurück. Damit berühren wir Verhältnisse, worin recht eigentlich die Erklärung der für die Pfalz so folgenreichen Vorgänge von 1566 liegt.

Als auf dem Reichstag zu Augsburg von katholischer und lutherischer Seite der Versuch gemacht wurde, den calvinistischen Pfälzer vom Religionsfrieden auszuschliessen, hatte Friedrich vor Allem zwei zum Aeussersten entschlossene Gegner: seinen Vetter Wolfgang von Zweibrücken und den Kaiser; die Motive dieser Feindschaft sind auch über den Augsburger Tag hinaus wirksam geblieben. Wolfgang, früher allzu einseitig nach seinem letzten

---

1) Vgl. Kl. Fr. p. 304; 468. Die Hauptstellen, die Friedrich als französischen Pensionär bezeichnen, bei Languet, *Arcana seculi XVI*, III, 200/1 (ich citire Arc. I, II, III nach der Reihenfolge der drei Pagnirungen, nicht nach den Titelnummern) und in den *mémoires de Castelnau* (den übrigens, was Kl. übersehen hat, Barthold citirt); vgl. Petitot, *coll. des mém.* XXXIII, 185; 225; 404. Languet gebraucht den Ausdruck „*sui compendii causa*“, der auch etwas anderes bedeuten kann als gerade Pension, und Castelnau ist keineswegs ein verlässiger Gewährsmann. Sollte die Behauptung nicht völlig aus der Luft gegriffen sein, so ist sie jedenfalls für die kurfürstliche Regierungszeit Friedrich's unzulässig und könnte sich höchstens auf die Zeit vor seiner Erhebung zur Kurwürde beziehen. — Möglich wäre auch eine Verwechslung mit Fr. Bruder Georg von Simmern, der allerdings französischer Pensionär gewesen ist; ein Verzeichniss deutscher Pensionäre aus den Jahren 1564—6 (Pariser Bibliothèque nationale, 500 de Colbert 397 f. 785) nennt u. a. „*le duc George de Seymier*“ als „*colonnel de neuf cens chevaulx*“ mit 7500 livres jährlich; vielleicht bezieht sich auf ihn auch die von Sugenheim (Frankr. Einfluss auf Deutschland I, 287 A. 20) hervorgehobene Stelle einer venezianischen Relation vom Jahre 1561, die als französischen Pensionär „*il conte Palatino*“ an erster Stelle nennt. Pfalzgraf Georg Hans von Veldenz erhielt französische Pension, und zwar 4000 livres jährlich, erst seit dem Jahre 1564. (vgl. obiges Verzeichniss und eine in seinem Namen bei Katharina von Medici angebrachte Werbung vom 6. Februar 1568, *Bibl. nat.*; fonds français 15918 Nr. 99).

Feldzug für die Hugenotten beurteilt, war ursprünglich ein starrer Lutheraner, aber wie ihn sein Bekenntniss nicht hinderte, eine spanische Pension anzunehmen, so erwuchs sein Hass gegen Friedrich nicht etwa nur aus confessionellem Fanatismus, sondern auch aus dem Streit über den Nachlass des Kurfürsten Ottheinrich und aus dem Widerstand Friedrichs gegen die eigennützige Zollpolitik des Veters. Im Jahr 1565 ging der leidenschaftliche Pfalzgraf soweit, seine Absicht, den Kurfürsten „über die Bank zu ziehen“, dem kursächsischen Hof zu eröffnen, den er aber vergebens durch Aufschlüsse über die Grumbachischen Praktiken und durch den Hinweis auf die römische Königskrone zu gewinnen hoffte.<sup>1)</sup> Um so sicherer dachte er auf dem Augsburger Tag das ersehnte Ziel zu erreichen. Der ehrliche, aber beschränkte Christoph von Württemberg ging seit Jahren mit ihm zusammen, ohne dabei an etwas anderes als an die Wahrung der reinen Lehre zu denken. Und gerade die nächsten Angehörigen Friedrichs, sein ältester Sohn Ludwig, seine Brüder Georg und Reichard, vollends seine ernstini-schen Schwiegersöhne waren ihm in Folge der confessionellen Spaltung derart entfremdet, dass er, der „Zwinger“, gegenüber einer Reichsexekution auch bei ihnen kaum Beistand gefunden hätte.<sup>2)</sup>

Was konnte aber den Kaiser Maximilian bestimmen, mit aller Energie auf den Sturz des Pfälzers hinarbeiten? Seine religiöse Ueberzeugung hat wohl mitgewirkt, doch nicht als herrschender Beweggrund wie bei den strengen Katholiken oder Lutheranern. Bekanntlich hatte er sich, obwohl im Herzen der neuen Lehre zugetan, doch zum äusserlichen Festhalten an der katholischen Kirche

---

1) Kluckhohn hat die hergebrachte Auffassung von Wolfgangs Persönlichkeit gründlich widerlegt, vgl. Kl. Fr. p. 182 ff.; 199; 208 ff.; Kugler, Christoph Herzog zu Württemberg II, 476 A. 67 urteilt entschieden zu günstig. W's spanische Bestallung vom 1. Okt. 1565 in Papiers de Granvelle IX, 567; sie lautet auf drei Jahre und jährlich 3000 Kronen, die aber W. nur einmal wirklich ausgezahlt erhielt; nach seinem Tod bemühten sich seine Söhne bis in's Jahr 1587 vergebens bei Spanien um Verabfolgung der rückständigen zwei Jahresraten (Mc. Fürstensachen fasc. 124 A.).

2) Ueber Friedrichs Brüder vgl. Kl. I. p. LV.; Kugler II, 460/1; im Jahr 1565 äusserte Reichard seine Unzufriedenheit mit Friedrichs Religion zu Wien (Seld an Albr. v. Baiern, 7. April, Ma. 229/8); bald darauf ging das Gerücht, dass F.'s „enfants et autres princes“ den Kurfürsten gefangen setzen wollten (Granv. IX, 374).

entschlossen, als von dieser Bedingung seine Wahl zum römischen König abhing. Er wusste fortan seine persönlichen Anschauungen und die Forderungen der habsburgischen Politik so scharf zu trennen, dass er, im Gegensatz zu früheren günstigen Beurteilungen, geradezu der Heuchelei beschuldigt werden muss. Seiner Regierung stellte schon im Jahr 1564 ein venezianischer Gesandter das zutreffende Prognostikon, wie der eifrig katholische Ferdinand die Protestanten geschützt habe, so werde Maximilian, obwohl innerlich evangelisch gesinnt, die Interessen des Katholizismus wahren.<sup>1)</sup> Sein erster Reichstag liefert den schlagendsten Beweis für diese Doppelnatur des Kaisers. Während er dem Kurfürsten von Sachsen vertraulich gestand, er halte nichts von der Messe und würde am Liebsten schon jetzt der ganzen Abgötterei ein Ende machen,<sup>2)</sup> suchte er durch gewaltsame Unterdrückung des pfälzischen Bekenntnisses dem deutschen Protestantismus einen tödtlichen Stoss beizubringen.

Man hat allerdings mit Recht darauf hingewiesen, dass in diesem Fall Maximilians persönliche Vorliebe für das Luthertum mit den rein politischen Erwägungen zusammengetroffen sei. Doch haben die letzteren gewiss den Ausschlag gegeben und dem scharfen Verstande des Kaisers kann es unmöglich entgangen sein, dass mit dem Gelingen seines Planes die protestantische Partei, ohnedies durch den Zwist der sächsischen Häuser geschwächt, noch mehr zerrissen, den Anhängern einer katholischen Reaktion dagegen mindestens ein moralischer Triumph bereitet wurde. Aber er bekämpfte in dem Pfälzer einmal den Calvinismus als gefährliche politische Doktrin,<sup>1)</sup> dann die reichsfürstliche Opposition gegen das habsburgische Kaisertum. Dass die Lehre Calvins einen spiritus seditiosus in sich trage und zu Revolution und Blutvergiessen führen müsse, galt schon damals ihren sämtlichen Gegnern als ausgemachte Sache. Ausserdem hatte aber Maximilian sicherlich nicht vergessen, dass Friedrich allein unter allen Kurfürsten seiner Wahl ernstlich widerstrebt hatte, dass er „dem Haus Oesterreich das Kaisertum aus der Hand destilliren“ oder mindestens an beschwerliche Bedingungen knüpfen wollte. Tiefere persönliche Sympathien für den gar zu theologischen Pfälzer kann der geistreiche

1) Maurenbrecher in der historischen Zeitschrift XXXII, 296; über eine angebliche Zusage des Kaisers an den Papst, alle Zwinglianer und Calvinisten zu verbannen (schon 1564) vgl. Kl. I, 534 A. 1.

2) Archiv für sächs. Geschichte III, 335; vgl. Kl. Fr. 464/5. Ueber Maxim. Missbilligung des Heidelberger Katechismus gleich nach dessen Erscheinen vgl. Kl. I, 398/9.

und weltmännische Habsburger ohnedies nie empfunden haben; es ist sehr bezeichnend, dass er kurz vor dem Reichstag dem spanischen Gesandten sagte, „der Pfalzgraf sei mehr dumm als böseartig“, und eine erbauliche Geschichte über Friedrichs nächtliches Bibelstudium beifügte.<sup>1)</sup>

Die ausdrückliche Forderung des Papstes, endlich gegen den Pfälzer Ernst zu gebrauchen,<sup>2)</sup> mochte Maximilians Entschluss befestigen, aber sie hat ihn nicht erst hervorgerufen. Auch änderte sich seine Gesinnung gegen Friedrich keineswegs, nachdem sein Plan auf dem Reichstag gescheitert war. Maximilians hinterlistiges Vorgehen, die anfangs gelungene Ueberrumpelung der lutherischen Reichsstände, die berühmte Verteidigungsrede des frommen Kurfürsten vor Kaiser und Reich, das Alles kann hier nur berührt werden. Nicht das höchst ehrenwerte und männliche Festhalten an seinem Bekenntniss hat Friedrich gerettet, wie man meist angenommen hat. Auf den Kaiser machte die vielberufene Szene vom 14. Mai gar keinen Eindruck; wie er vorher daran gedacht hatte, die gefährliche Stimmung der Reichsritterschaft als Waffe gegen den Pfälzer zu gebrauchen,<sup>3)</sup> so fuhr er nachmals fort die

1) Granv. IX, 618; 620. Ueber Friedrichs Stellung zur Wahl Maximilians Kl. Fr. p. 190 ff.; Kugler II, 278 ff. Vgl. auch die Mitteilung Languet's aus Paris, wonach pfälzische Agenten dort behauptet hätten, der grösste Teil der Kurfürsten sei bereits für die Wahl Philipps II. gewonnen (Arc. III, 200), in dieser Fassung keinesfalls richtig. Dagegen spricht von den französischen Bemühungen um Pfalz, die Kl. I, 244 A. als nicht erwiesen bezeichnet, auch ein Brief Selds an Albrecht von Baiern vom 18. Dez. 1561 (Ma. 229/5 f. 258).

2) Thuanus, hist. sui temporis XXXIX. 7; Gabutius, Vita Pii V. p. 45 ff.; gegen die Einwürfe des Laderchius (Annales eccles. XII, 85 ff.) vgl. Köhler in den Jahrb. f. deutsche Theologie XXIII (1878), 578 A. Maximilian selbst sagte dem venezianischen Gesandten, der Papst habe ihm durch Commendone seinen Willen kundgetan, „che in ogni modo s'annullasse il trattato generale che è per tutta Germania della pace per conto della religione“ (Giov. Michiel an den Dogen, Wien 28. Nov. 1566, Ven. Cop.).

3) Schon im Jahr 1562 hegte Friedrich ernstliche Besorgnisse vor der übeln Stimmung des Adels, die von den Papisten gegen die evangelischen Fürsten ausgebeutet werde, Kl. I, 263; 355; in den Jahren 1565 und 1566 trat dann der Kaiser in Verbindung mit der schwäbischen Ritterschaft, die sich über Friedrichs Versuche, dem Adel seine „verwirrte Religion“ aufzunötigen, heftig beschwerte, vgl. ebd. 685 ff.; Archival-Urkunden und Documenta ad causam equestrem II, 55/6; 60; über fürstenfeindliche Aeusserungen des Adels schon im J. 1559 ebd. 19.

entschlossensten Widersacher des verhassten Fürsten zu bestärken, selbst gewalttätige Projekte unter der Hand zu fördern. Maximilian wurde nicht umgestimmt, wohl aber die protestantischen Fürsten, denen das Unternehmen gegen Pfalz mehr und mehr als ein päpstliches Machwerk, als eine Bedrohung aller Evangelischen erschien. Der allzugrosse Eifer des Kaisers erweckte Verdacht und die kur-sächsische Politik gab den Ausschlag zu Gunsten Friedrichs.

Freilich hat sich die bekannte Erzählung, wonach Kurfürst August durch die Unerschrockenheit des frommen Pfälzers mächtig ergriffen worden wäre, als unhaltbar erwiesen. Solche Regungen lagen nicht in der Natur des ebenso harten als pffifigen Wettiners, der vielmehr hier wie überall sein eigenes Interesse im Auge behielt. Der entscheidende Schlag gegen seine Todfeinde Grumbach und Johann Friedrich stand in nächster Zeit bevor; durch eine Verurteilung des Pfalzgrafen wurde die augenblicklich für Kursachsen günstige Constellation der Parteien in ganz unberechenbarer Weise verschoben und verwirrt, vielleicht Friedrich selbst an die Seite seines sächsischen Schwiegersohns gedrängt, ein grosser innerer Krieg und die Einmischung des Auslands heraufbeschworen.<sup>1)</sup> Ueberdies stand August damals noch nicht unter der Herrschaft der Ultralutheraner und sein äusserlich gutes Verhältniss zum Kaiser und zu Spanien machte ihn keineswegs blind gegen die gefährlichen Neigungen der habsburgischen Politik. Endlich hatte er auch gerade in letzter Zeit am Wiener Hof nicht immer das erwartete Entgegenkommen gefunden.<sup>2)</sup> Nun zog er sich aus dem pfälzischen Handel, der ihm von Anfang an zuwider war, mit der ihm eigenen Schlaueit. Den lutherischen Heissspornen gegenüber nahm er sich vor und auf dem Reichstag des verlästerten Pfälzers an, ohne seiner Bekenntnistreue etwas zu vergeben; dem Kaiser verbarg er nicht seine Abneigung gegen ein gewaltsames Vorgehen, schien jedoch völlig einzulenken. Als Maximilian ihn gewonnen glaubte, verliess er dann mitten in der Krisis den Reichstag und liess durch seine Räte den kaiserlichen Plan ganz zu Fall bringen. Der Kaiser war

---

1) Diese Motive der sächsischen Politik zuerst richtig gewürdigt bei Gillet, Crato von Crafftheim I, 373 ff. und Kl. Fr. p. 244.

2) Vgl. Archiv f. sächs. Gesch. V, 61 ff.; über die Verschleppung der voigtländischen Sache und die Ablehnung der sächsischen Ansprüche auf Magdeburg ebd. III, 295 ff.; Granv. IX, 617; ein Votum der Räte Weber und Zasius in der Gothaischen Executionssache Ma. 228/11; über die vergebliche Werbung um eine Tochter des Kaisers für den Bruder der Kurf. Anna Gillet I, 367.

wütend, konnte aber in seiner Türkennot den „wankelmütigen und unbeständigen Leuten“, deren Geld er nötig hatte, nicht weiter Trotz bieten.

So wurde Friedrich weniger durch seinen christlichen Heroismus als durch die zweideutige Haltung Kursachsens aus der Gefahr befreit. Er selbst mochte freilich in dem freudigen Bewusstsein von der Heiligkeit seiner Sache anders denken, seine Rettung allein der göttlichen Gnade zuschreiben. So ist die von katholischer Seite aufgegriffene Erzählung zu verstehen, dass er sich rühmte, „wie der lebendige Geist Gottes aus ihm geredet habe.“ Aber er soll auch mit den Worten des Psalmisten geklagt haben: Proximi mei deseruerunt me.<sup>1)</sup> Und das letztere Gefühl hat zweifellos die Seele des Kurfürsten tief und dauernd verwundet. Er ist durch die Augsburger Erfahrungen härter und für den Gedanken einer bewaffneten Verteidigung der Wahrheit zugänglicher geworden. Die alttestamentlichen Bilder, die ihm schon früher so vertraut waren, die Erinnerungen an den Kampf der Könige Israels mit den Baalsdienern wurden ihm lebendiger als je; die Bücher der Könige, sagte er selbst, seien ihm in aller Widerwärtigkeit der Verfolgung vor andern tröstlich gewesen. Das Beispiel des gottesfürchtigen Josias, das ihm vorschwebte, hätte allerdings bald nach dem Reichstag fast eine blutige Erneuerung erfahren. Friedrich begab sich im Spätherbst 1566 nach Amberg, um die widerspenstigen Lutheraner der Oberpfalz endlich zur Annahme seiner Confession zu bringen. Aber die Landstände und Untertanen traten eben so unbeugsam für ihren Glauben ein, wie der Kurfürst für seinen Heidelberger Katechismus. Vor Allem erklärte sein eigener Sohn und Statthalter Ludwig, er wolle sonst allen kindlichen Gehorsam leisten, aber dies betreffe seiner Seelen Seligkeit. Heftiger als er begegneten dem Kurfürsten seine Schwiegertochter, die hessische Elisabeth, und sein Bruder Reichard; dem letzteren wird die Aeusserung zugeschrieben, wenn Friedrich die Altäre einreise, solle er keinen Bruder, sondern den grössten Feind an ihm haben. Auch die Witwe des Kurfürsten Friedrich II., die ihren Sitz in Neumarkt hatte, schürte nach Kräften. Das gemeine Volk war ohnedies so aufgereggt, dass es in Amberg trotz der Anwesenheit des Kurfürsten beinahe zu einer Empörung gekommen wäre. Dort und an andern Orten hielt man sich zum Losschlagen bereit. Am Schmerzlichsten musste

1) Vgl. den Br. des Zasius an Albrecht von Baiern, 18. Mai 1566, Kl. Fr. p. 466/7; der Br. vom 17. Mai, dessen Autorschaft Kl. zweifelhaft findet, ist gleichfalls von Zasius und beide liegen im Original Ma. 228/11.

Friedrich durch die Standhaftigkeit seines ältesten Sohnes und künftigen Nachfolgers berührt werden; in seinem eigenen Haus erwuchs ihm der einstige Zerstörer seines Lebenswerks. Schon dachte er ernstlich daran, die Statthalterschaft Ludwig abzunehmen und seinem zweiten rechtgläubigen Sohn Johann Casimir zu übertragen; nur die dringenden Warnungen der Räte verhinderten diese Massregel, welche nicht allein in der Oberpfalz den glimmenden Brand zu hellen Flammen entfacht, sondern auch anderwärts bedenkliches Aufsehen erregt hätte. Mischten sich doch schon ohnedies die unversöhnten Gegner Friedrich's in den unangenehmen Handel. Pfalzgraf Wolfgang belobte und förderte die Opposition der Landstände gegen eine Irrlehre, die „sub poena exclusionis vom Religionsfrieden“ verboten sei. Das Gleiche tat der Kaiser, der die Stände sogar an den letzten Reichstag erinnerte und damit indirekt seine damalige Verurteilung des Kurfürsten wiederholte. Dieses Schreiben brachte der kaiserliche Rat Zasius nach Amberg, der zu Augsburg am Eifrigsten gegen den Pfälzer gehetzt hatte. Friedrich liess ihm freilich sagen, er möge bei nächster Gelegenheit wieder abreisen, und schrieb an Maximilian einen groben Brief, worin er sich „dieses Eurer kais. M. Anmassen“ nachdrücklich verbat. Aber er konnte damit die Wirkung des kaiserlichen Einschreitens bei seinen Untertanen nicht wieder aufheben. Als er Ende Januar 1567 das Fürstentum verliess, schied er als ein Besiegter.

Noch niemals hatte er sich so isolirt gefühlt; fast seine ganze Familie und Verwandtschaft stand gegen ihn, ein alter Freund, Christoph von Württemberg, hatte seine Verurteilung betrieben. „Mein Schatz weiss wohl“, schrieb seine treue Gattin, „dass ihm der Teufel und alle Menschen feind sein.“ Während aber der freundlose Fürst sich im Reiche selbst von allen Seiten zurückgestossen sah und die Vollstreckung der Acht gegen seinen sächsischen Schwiegersohn mit Recht als einen gefährlichen Anlass zu weiteren Gewaltschritten betrachtete, trat gleichzeitig das Gespenst einer allgemeinen papistischen Reaktion furchtbarer als je vor seinen Blick. Noch in Augsburg waren ihm insgeheim Enthüllungen über ein angebliches Bündniss zwischen dem Papst, den geistlichen Reichsfürsten und Spanien gemacht worden; die deutschen Ketzereien sollten hauptsächlich mit spanischen Streitkräften zu Paaren getrieben und mit Pfalz der Anfang gemacht werden.<sup>1)</sup> Gleich darauf rüstete Alba seinen Zug gegen die niederländischen Rebellen. Damit war, so schien es, das Schwert gezückt über alle Evangelischen.

1) Kl. II, 522/3; vgl. ein Schr. an Ehem, 22. Jan. 1568 (Mb. 108/4 f. 334; vgl. f. 270).

Der Gedanke einer Gemeinsamkeit der protestantischen Interessen, für Friedrich keineswegs neu, gewann doch erst durch das Bewusstsein der eigenen Gefahr wirkliches Leben. Vor dem unabweisbaren Gebot der Notwehr verschwand auch bei Friedrich jene Stimmung, die ihm einst den Ruhm des Martyriums begehrenswert erscheinen liess; eine politisch-kriegerische Richtung des Calvinismus bekam in Heidelberg die Oberhand, deren Hauptvertreter den grossen internationalen Kampf des Protestantismus gegen Rom zur vornehmsten Aufgabe der pfälzischen Politik erheben wollten.

Seit dem Jahre 1566 gewinnen unverkennbar die kurfürstlichen Räte Ehem und Zuleger<sup>1)</sup> den entscheidenden Einfluss, beides strenge Calvinisten, noch jung an Jahren und von leidenschaftlichem Charakter. Als die bedeutendere Persönlichkeit erscheint der Augsburger Dr. Christoph Ehem (geb. 1528), der mit einer vielseitigen wissenschaftlichen Bildung wirklich staatsmännischen Blick verband. Dass der Protestantismus ohne Unterschied der Bekenntnisse aufs Aeusserste bedroht und nur durch ein Bündniss zu gemeinsamer Verteidigung zu retten sei, stand ihm fest. Seine weit verzweigten Beziehungen an deutschen und ausländischen Höfen dienten alle diesem einen Gedanken; selbst in Polen, am Kaiserhof, in Rom hatte er seine vertrauten Berichterstatter, die ihn fortwährend von den wirklichen oder vermeintlichen Symptomen der katholischen Reaktionsbewegung in Kenntniss setzten. Theologische und politische Koryphäen wie Beza, Bullinger, Oranien correspondirten mit ihm; seine freundschaftlichen Beziehungen zum Landgrafen Wilhelm von Hessen und zum Grafen Johann von Nassau erhielten sich selbst in den bedenklichen Schwankungen der späteren casimirischen Politik. Sein treues Festhalten an einem grossen Ziel macht ihn zum würdigen Zeitgenossen eines Walsingham, so bescheiden auch das Wirken des kurpfälzischen Kanzlers

1) Vgl. über Ehem Allg. deutsche Biographie V, 693/4; Briefe von ihm gedr. Kl. II; Groen van Prinsterer, Archives de la maison d'Orange-Nassau I. 4 und 5; Koch, Quellen zur Gesch. des K. Maxim. II., II, 133/4; eine Reihe ungedr. Briefe in der Breslauer Stadtbibliothek.

Ueber Zuleger: Jöchers Gelehrtenlexikon; Kluckhohn, Abhandl. der bair. Akad. der Wiss. III. Cl. XI. 2 (1870) p. 183 A. 1; Briefe von ihm gedr. Kl. II; Prinsterer a. a. O. I. 4 und 5 und Supplément; Chmel, die Handschriften der Hofbibl. in Wien I, 87. Eine wenig bekannte Erwähnung Zulegers bei James Melville, Memoirs (Glasgow 1833) p. 93 ff.

neben dem umfassenden Arbeitsgebiet des englischen Staatsmanns erscheint. Ein französischer Diplomat nennt Ehem einen „Todfeind des Hauses Oesterreich“; wirklich hat er, soweit sein Einfluss und seine Mittel reichten, stets die „Pfaffen“ und als ihre Hauptstütze die spanischen und deutschen Habsburger bekämpft. Seine Anschauungen von der deutschen „Freiheit und Libertät“ leiden natürlich an dem Mangel eines starken Nationalgefühls, der die damaligen Deutschen fast durchgängig kennzeichnet. Und wenn er in der Behandlung der innern Kirchenpolitik sich heftig und unduldsam zeigte, so ehrt ihn andererseits die männliche Unerschrockenheit, womit er auch in gefährvollen Lagen seine Ueberzeugung vertrat.

In engster Verbindung mit Ehem finden wir den Böhmen Wenzel Zuleger, Vorstand des Heidelberger Kirchenrats; er übertraf seinen Freund noch an streng calvinistischem Eifer und setzte zuweilen seine kühneren Vorschläge auch gegen Ehem's Ansicht durch, nicht immer zum Besten der Sache. Jedenfalls führten die Beiden mit ihren geistlichen und weltlichen Anhängern das eigentliche Regiment, denn die politische Unselbständigkeit des frommen „Josias“, wie sie den Kurfürsten nannten, war allmählich ein offenes Geheimniss für Freund und Feind. Friedrich hatte seine beste Kraft an theologische Gedankenarbeit gewendet, sich Jahre lang fast unausgesetzt mit Dogmatik und Kirchenverfassung beschäftigt, sein Bekenntniss immer wieder an der Schrift geprüft, in zahlreichen ausführlichen Briefen oder vielmehr Abhandlungen entwickelt und verteidigt. Wenn der Kaiser ihm spottend nachsagte, er könne über seinen Ketzereien nicht mehr schlafen und forsche die Nächte durch in der Bibel, so ist das keine müssige Erfindung. Nach dem Gespräch zu Maulbronn schrieb er Nachts und bis in den Morgen hinein an einer Erörterung eucharistischer Streitfragen. Zu dieser übermässigen Anspannung — denn Friedrich erfüllte daneben die weltlichen Pflichten seines Amts gewissenhaft — kamen nun die Erschütterungen des Jahres 1566, der Augsburger Reichstag und der jämmerliche Sturz Johann Friedrichs von Sachsen, der die älteste Tochter des Kurfürsten mit ins Elend riss. Als aber vollends die kriegerische Gestaltung der Weltlage jene theologischen Kämpfe in den Hintergrund drängte, da trat beim Kurfürsten der Rückschlag ein und ein gewisser Nachlass seiner geistigen Energie machte sich unläugbar geltend. Es war noch ein Glück, dass neben den zelotischen Geistlichen, freilich nicht ohne ihre unentbehrliche Beihülfe Männer wie Ehem und Zuleger die politische Führung übernahmen. Nicht durch diese persönlich ehrenwerten Leiter, sondern erst durch das wachsende Uebergewicht des

jungen Pfalzgrafen Johann Casimir hat dann die pfälzische Politik jenen zweideutigen Charakter angenommen, der dem ursprünglichen Wesen Friedrichs des Frommen so sehr widerspricht.

Johann Casimir, der künftige Schirmherr des pfälzischen Calvinismus, nahm seit seiner frühesten Jugend eine Sonderstellung in der fürstlichen Familie ein. Er war geboren am 7. März 1543<sup>1)</sup> zu Simmern, als vierter Sohn des Pfalzgrafen Friedrich; warum man ihn allein unter seinen Brüdern ohne jede gelehrte Bildung aufwachsen liess, wissen wir nicht. Mit acht Jahren kam er an den Hof Heinrich II. von Frankreich, ein paar Jahre später an den lothringischen Hof zu Nancy. Damals schloss er mit dem jungen Karl von Lothringen jene Freundschaft, die ihn, nicht ohne Einfluss auf seine Politik, durchs Leben begleitet hat. Mit der französischen Sprache wurde ihm auch die französische Eleganz des höfischen Verkehrs völlig zu eigen, was ihn übrigens nicht hinderte schon als Knabe zu seiner anerkannten Virtuosität im Zechen den Grund zu legen. Seine Neigung und seine Ausbildung gingen ausschliesslich auf die ritterlichen Künste;<sup>2)</sup> von dem wissenschaft-

1) Nicht am 6. März, wie Kl. I, LI angibt. Cohn, Stammtafeln I, Tafel 51 schwankt zwischen dem 6. und 7. März. Den 7. März bezeichnet Joh. Casimir selbst wiederholt als seinen Geburtstag (Randbemerkung zu einem Bericht über die französischen Verhandlungen von 1577, beim 7. März: „disen tag bin ich geborn ao. etc. 43“, Ma. 544/15; vgl. Kl. die Ehe des Pf. Johann Casimir p. 82 A. 1); ebenso eine Reihe kundiger Zeitgenossen, vgl. Quir. Reuter, Oratio de vita et morte — Joh. Casimiri P. Rh. p. 8; Paul Melissus, Odae Palatinae (Heid. 1588) p. 10; W. Spanhemius, Oratio de Friderico IV (1595) p. 15; etwas später Pf. Friedrich Heinrich (bei Van Byler, libellor. rar. fascic. I, 245 A. x).

2) Ueber den Aufenthalt des jungen Pf. am französischen und dann am lothringischen Hof vgl. besonders Quir. Reuter a. a. O. p. 10; Brantôme I, 366; Mémoires de La Huguerye (hera. von de Ruble) II, 153; Fabian von Dohna in seiner Selbstbiographie beim J. 1580 (Dohna'sches Archiv, Schlobitten); N. v. Schlichtegroll, Herz. Wolfgang von Zweibrücken, p. 75; Kl. II, 141; 146 A. 1. La Popelinière (Hist. de France, Ausg. 1581, II, 42) rühmt „les louables moeurs françoises, ausquelles il s'est comme habitué, lorsqu' il estoit à la court du très-chrestien roy Henry II.“ Seine Neigung zum Trunk Kl. I. p. LI; seine Unkenntniss des Latein Tossanus, Oratorium vol. unum p. 242; Hotomannorum epistolae p. 226. Seine ritterlichen Fertigkeiten Reuter p. 10/11; Genaueres über seine Beteiligung an dem Augsburger Turnier von 1566 bei Nicol. Mameranus, kurtze und eigentliche verzeychnus der R. kays. Mayestat-Hofstats, Augsb. (1566) f. DIV<sup>a</sup>.

lichen Interesse und vollends von der theologischen Richtung seines Vaters war keine Ader in ihm. „Nun bin ich,“ schreibt er selbst in seinen letzten Jahren, „mein Leben lang ein armer Reitersknabe gewesen und (habe) von Jugend auf gern Wein getrunken.“ Aus seiner Knabenzeit blieb ihm vor Allem die imponirende Pracht des französischen Hofes in lebhafter und freundlicher Erinnerung. Gern erzählte er auch eine kleine Geschichte, die nachmals aus Spass zum Ernst geworden ist. König Heinrich nahm einmal den kleinen Pfalzgrafen auf die Knie und fragte ihn, ob er ihm später zehntausend deutsche Reiter zuführen wolle. Als der Knabe bejahte, rief der Hofnarr dem König zu: „Majestät, Ihr zieht da einen Fuchs gross, der Euch mit der Zeit die Hühner fressen wird.“

Immer wieder zog es den jungen Fürsten nach dem lothringischen Hof, an welchen ihn nicht nur die Freundschaft mit Karl, sondern auch eine Neigung für dessen älteste Schwester Renata fesselte. Aber die Herzogin-Mutter, die ihre Tochter mit Rücksicht auf ihre eigenen dänischen Ansprüche zu verheiraten trachtete, war der Werbung des Pfalzgrafen entgegen. Vergebens hielt Johann Casimir Jahre lang an dieser Hoffnung fest;<sup>1)</sup> als sie geschwunden war, machte er wie die meisten jüngeren Fürsten seiner Zeit einen erfolglosen Versuch, um Elisabeth von England zu werben.<sup>2)</sup> So wenig wie seine Heiratspläne glückten ihm anfangs seine kriegerischen Wünsche. Als er im Jahre 1565 mit seinem Oheim Reichard gegen die Türken ziehen wollte, versagte der Vater seine Zustimmung, wohl aus Misstrauen gegen den lutherischen Reichard und gegen ein längeres Verweilen in kaiserlichen Diensten.<sup>3)</sup>

Im Kreis der kurfürstlichen Familie selbst trat der schroffe Gegensatz zwischen Johann Casimir und seinem älteren Bruder früh

1) Ueber J. C. Werbung um Renata von Lothringen und die anderweitigen Heiratspläne der Herzogin-Mutter vgl. James Melville, *Memoirs* (Glasgow 1833) p. 90; Rommel, *Gesch. von Hessen V*, 466 A. 7; Longuet *Arc. III*, 252; *Calendar of State Papers, Foreign Series*, 1563 p. 151/2; dazu Longuet a. a. O. 25; 189; Ortloff, *Gesch. der Grumbachischen Händel I*, 216; II, 264; *Archiv f. sächs. Gesch. V*, 32 A. 44; *Historisk Tidsskrift IV. 2* (Kopenh. 1870—72) p. 918/9.

2) Melville p. 90; 101 ff.; über anderweitige Heiratsprojekte Kugler, *Herz Christoph II*, 322 A.; Lang. *Arc. I*, 18; *Kl. II*, 887; 916/7.

3) J. C. Anerbieten an Maria Stuart 1561, Melville p. 89; Gerüchte von einem französischen Feldzug *Cal. of St. P.* 1562, p. 185; 264; Äusserung Reichards (Seld 7. April 1565, *Ma.* 229/8; vgl. über Friedrichs Verbot Zasius an Baiern 15. Dez. 1567, *Ma.* 228/12).

genug zu Tage. Ihre Naturen boten gar zu wenig Berührungspunkte; der kränkliche, skrophulöse, von Herzen lutherische Ludwig konnte mit dem heftigen, ehrgeizigen, sehr weltlichen „Reitersknaben“ keine rechte Gemeinschaft haben. Ludwig erkor sich den trübseligen Wahlspruch: All Ding zergänglich. Dagegen bemerkten die Sternkundigen, dass Johann Casimirs Nativität unter der Herrschaft des Mars stehe; er habe, als Schwestersohn des Albrecht Alcibiades, markgräfisches Geblüt und viel markgräfisches Gemüt.<sup>1)</sup> Die Vorliebe des Vaters galt schon vor dem Jahre 1566 entschieden dem jüngern Sohn. Mit einundzwanzig Jahren erscheint er als politischer Vertrauter, bald darauf als Statthalter und einflussreicher Berater des Kurfürsten.<sup>2)</sup> Seine Anwesenheit auf dem Augsburger Reichstag ist freilich über Gebühr hervorgehoben und ausgeschmückt worden; er sei dem Vater als „geistlicher Waffenträger“ mit der Bibel zur Seite gestanden, als jener seine berühmte Rede vor Kaiser und Reich gehalten habe; auch der Sohn sei bereit gewesen für seinen Glauben zu zeugen und im Notfall für den Vater das Leben zu lassen. In Wirklichkeit hat Johann Casimir seinen Vater nicht in die entscheidende Versammlung vom 14. Mai begleitet, dagegen zehn Tage später, als Friedrich sich vor den Ständen und Gesandten Augsburgischer Confession nochmals verantwortete, diesen die Bibel und die Augustana vorgelegt, für den Fall, dass jemand das päpztliche Bekenntniss widerlegen wollte.<sup>3)</sup> Der Sohn hat sich später

---

1) Nativität des Kf. Gebhard von Köln, gestellt durch Heliseus Roslein zu Hagenau (von August von Sachsen an Wilhelm von Hessen geschickt, 10. Juni 1583, Marb. Erzstift Köln Ref. II); vgl. „Casimirus, Martis pullus ac regum terror“ (Compte rendu de la commission d'hist., Bruxelles, III. 4, 281). Ueber seinen Gegensatz zu Ludwig äussert sich J. C. schon in einem Br. an seine Schw. Dorothea Susanna vom 27. September 1561 (Gotha, Bibl. Cod. ch. 59).

2) Kl. I, 512; 617; 630; im Frühjahr 1565 ging J. C. als Vertreter Friedrichs nach Prag zur kais. Leichenfeier (die aber später in Wien stattfand).

3) Diese von Kl. I, 661/2 zuerst aufgestellte Berichtigung der hergebrachten Erzählung muss gegen die Einwürfe Gillet's (Hist. Zeitschrift XIX, 90 ff.) und Kluckhohn's spätere Modifikation seiner Ansicht (Kl. Fr. p. 237; 465) aufrecht gehalten werden. Zu der Begründung Kl. I, 662 ist noch beizufügen das Schr. des Augenzeugen Probus, das nur Friedrich und seine Räte nennt (ebd. 664) und namentlich das offizielle Zeugniß Johann Casimirs selbst in seiner Vorrede zur Confessio fidei — Friderici III (1577): „cum in iam dictis Augustanis comitiis — patri meo adessem atque biblia et A. C. electoribus aliisque principibus confes-

mit Stolz an seine Teilnahme am Triumph des Vaters erinnert. Seine Gegenwart in den schweren Tagen hat ihn auch gewiss dem Herzen Friedrichs noch inniger verbunden und nebenbei seinem geschichtlichen Bild eine gewisse geistliche Färbung verliehen, die ihm eigentlich nicht zukommt.

Johann Casimir war keineswegs ein Ungläubiger, ein Freidenker, aber ebensowenig ein starrer Calvinist. So huldigte er in dem unerfreulichen Streit über die Einführung der Kirchenzucht der milderen Richtung; das Luthertum betrachtete er nicht wie sein Vater mit persönlicher Abneigung und wiederholt hofften die Lutherischen den lauen Anhänger Calvins zu sich herüberzuziehen. Aber die Confession seines Vaters, die er in seiner Jugend ohne viel Nachdenken angenommen haben wird, verband sich allmählich untrennbar mit seinem politischen Programm und so blieb er ihr getreu, in der richtigen Erkenntnis, dass die ausschliessliche Herrschaft des Luthertums den deutschen Protestantismus von den ausländischen Religionsverwandten völlig absondern und damit Deutschland in dem Kampf gegen die katholische Reaktion lahmlegen müsse. Dass Johann Casimir die Notwendigkeit dieses Kampfes eingesehen hat, ist zweifellos; in allen wirklich kritischen Lagen der evangelischen Sache finden wir ihn bereit sie in Frankreich, in den Niederlanden, im Reich mit gewaffneter Hand zu vertreten, und damit hat er sich ein tatsächliches Verdienst um den Protestantismus erworben.

Aber diese Kampflust beschränkte sich nicht auf die Augenblicke einer höchsten gemeinsamen Gefahr und nicht auf die Wahrung der protestantischen Interessen. Kurfürst Friedrich musste sich bei seiner angeborenen Friedensliebe zur Kriegspolitik zwingen, seinem Sohn steckte sie im Blut. Er war der rechte Neffe des wilden Markgrafen Albrecht und ein echter Vorläufer jener fürstlichen Condottieren des dreissigjährigen Kriegs; er hat selber gesagt, man brauche einen neuen Herzog Moritz und Markgrafen Albrecht. Und nicht nur seine Politik, seine ganze Persönlichkeit

---

sionis illius sociis, qui coram aderant, et absentium principum aliorumque ordinum legatis ipse exhiberem et proponerem;" wobei nur das „electoribus“, da Sachsen und Brandenburg am 24. Mai nicht zugegen waren, ungenau, aber durch den stehenden Ausdruck: die Kur- und Fürsten wohl erklärlich ist. Uebrigens wurde diese zweite Verantwortung Friedrichs vor den A. C. Verwandten (24. Mai) mit seiner ersten vor dem gesammten Reichstag (14. Mai) schon sehr früh durch einen leicht begreiflichen Irrtum verwechselt.

weist uns auf die kommenden Zeiten der Verwirrung. Diese Mischung von religiösem Eifer und grobem Eigennutz, von fürstlichem Selbstgefühl und söldnerischer Geldgier, von französischer Mode und deutscher Grobheit, vor Allem dieses politische Grosstun ohne reale Macht, das sind die Kennzeichen eines fürstlichen Proletariats, das vereinzelt schon im 16. Jahrhundert auftritt, beim Ausbruch des grossen Kriegs aber eine Zeitlang die Heldenrollen übernimmt. Dabei mag manch gesunder politischer Gedanke, manch ritterlicher oder sogar patriotischer Zug mitunterlaufen, den Grundton bildet doch stets der Egoismus einer unbefriedigten, emporstrebenden Persönlichkeit. Vor den äussersten Consequenzen solchen Treibens ist Johann Casimir mehr durch Glück als durch eigne Klugheit bewahrt geblieben. Ein langjähriger Vertrauter des Pfalzgrafen drückt dies nicht ohne Stolz mit den Worten aus: „In Summa, es ging uns fast, wie man saget: Nos contra omnes et omnes contra nos. Unser Herr Gott aber erhielt uns.“ Der so spricht, war der beste von den neuen Ratgebern, die, mit einer ernstlichen Unionspolitik nicht zufrieden, den allzulenksamen Pfalzgrafen mehr als einmal zu einem ebenso gewissenlosen wie gefährlichen politischen Spiel verleitet haben. Johann Casimir selbst wird besser als durch manche ausführliche Charakteristik gezeichnet durch die spöttisch hingeworfene Frage eines französischen Pamphlets: „Est-ce pas un cadet d’Alemagne?“<sup>1)</sup>

---

## II. Johann Casimirs erster französischer Feldzug 1567/68.

Als Kurfürst Friedrich von Amberg heimkehrte, war die Reichsexekution gegen den geächteten Sachsenherzog im vollen Gang und ganz Deutschland von unheimlicher Bewegung und Beängstigung erfasst. Da und dort wurde gerüstet; man sprach von einer grossen Adelsverschwörung, von französischen, lothringischen, schwedischen Angriffsplänen, von Absichten Spaniens auf die römische Königs-

---

1) *Advertissement des catholiques anglois aux François catholiques* 1586 (s. l.) p. 125. Eine herbe, aber zutreffende Charakteristik Johann Casimirs bei Thuanus CIV. 7.